

Gisela Hauss,
Thomas Gabriel,
Martin Lengwiler (Hg.)

Fremdplatziert



Heimerziehung in der
Schweiz, 1940–1990

Gisela Hauss, Thomas Gabriel, Martin Lengwiler (Hg.)

Fremdplatziert

Heimerziehung in der Schweiz, 1940–1990

CHRONOS

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.



Weitere Informationen zum Verlagsprogramm:
www.chronos-verlag.ch

Umschlagbild: Anstalt Sonnenbühl bei Brütten, Kanton Zürich
(Datenbank Bild und Ton, Sozialarchiv, F Fe_0003-12).

© 2018 Chronos Verlag, Zürich
Print: ISBN 978-3-0340-1440-3
E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1440

«Legitimieren» und «integrieren»

Die Auswirkungen von Heimerfahrungen auf den weiteren Lebensverlauf

CLARA BOMBACH, THOMAS GABRIEL, SAMUEL KELLER

Wie wirkt sich Heimerziehung auf das weitere Leben aus? Die Frage nach der Biografie ehemaliger Heimkinder konstruiert immer einen Zusammenhang zwischen der Intervention der Heimerziehung und ihren Effekten auf die Lebensläufe der betroffenen Menschen. Mit dieser Frage ist zudem oft eine normative Vorstellung verbunden, die Annahme nämlich, dass der Einfluss von Heimerziehung fallübergreifend und objektivierbar mit erfolgreichen beziehungsweise weniger erfolgreichen Lebensläufen korreliert. Ein Risiko dieser Frage besteht darin, dass voreilig und zeitnah Wirkungen identifiziert und dadurch die komplexen langfristigen Wirkungszusammenhänge auf unzulässige Art reduziert werden. Die Überwindung diagnostizierter psychischer Probleme, Legalbewährung oder eine gut bezahlte Arbeitsstelle bilden einzeln betrachtet noch keine Indikatoren für eine nachhaltige Wirkung sozialpädagogischer Intervention.¹ Vielmehr müssen bei der Frage nach langfristigen Effekten von Heimerziehung die Menschen selbst im Mittelpunkt stehen. Es geht in einer biografisch-rekonstruktiven Annäherung darum, Probleme zu verstehen, die ehemalige Heimkinder und -jugendliche *haben*, und nicht um die funktionalistische Frage nach denen, die sie *machen*.² Diese Annäherung soll im vorliegenden Beitrag mit Blick auf zwei Lebensverläufe nachvollziehbar gemacht werden.

Im Unterschied zur sozialen Welt ist die natürliche Welt nicht sinnhaft konstituiert, sie bedeutet den in ihr befindlichen Objekten nichts. In der sozialen Welt sind dagegen die Definitionen und Deutungen der Subjekte von entscheidender Bedeutung für ihr Handeln. Diese Differenz der Perspektiven fand 1928 im Thomas-Theorem den konsequenten Ausdruck: «If men define situations as real, they are real in their consequences.»³ Die methodologische Konsequenz dieser Prämisse für die Untersuchung sozialer Phänomene ist die Einsicht in die grundlegende Bedeutung der Perspektive der Akteure im Forschungsfeld.

¹ Vgl. Gabriel/Keller 2015.

² Vgl. Colla 1999, S. 348.

³ Thomas/Thomas 1970, S. 572.

Für den Gegenstandsbereich der Forschung zur Heimerziehung bedeutet dies, dass er nicht ohne Bezug auf das Subjekt objektiv identifiziert werden kann, da er sich im Kern erst durch den Bedeutungsgehalt sozialer Interaktionen von Subjekten konstituiert. Die Rekonstruktion der Aufschichtung individueller Wirklichkeitserfahrungen, die somit als bedingt und nicht vorgängig zu denken sind, ist damit zentrales Ziel der wissenschaftlichen Forschungen, die in der Tradition phänomenologischer, ethnomethodologischer und interaktionistischer Ansätze stehen. Letztere können unter dem Begriff des interpretativen Paradigmas zusammengefasst werden. Sie erkennen in den alltäglichen, vorwissenschaftlichen Deutungs- und Verstehensprozessen der Menschen, mit denen sie sich befassen, die Voraussetzung und den Gegenstand wissenschaftlicher Theoriebildung.⁴

Der folgende Beitrag beruht auf diesen methodologischen Prämissen, zielt also auf die Wirklichkeitserfahrungen der betroffenen Subjekte, um ihr Aufwachsen in Erziehungsheimen und dessen Auswirkungen auf das weitere Leben hermeneutisch zu rekonstruieren. Das Erkenntnisinteresse beschränkt sich jedoch nicht auf den Einzelfall oder auf das deskriptive Nacherzählen von Lebensgeschichten sogenannter Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, sondern es fokussiert auf intersubjektive Erfahrungen, auf wiederkehrende Sinnzusammenhänge, welche (Zwischen-)Bilanzierungen von gelebtem Leben in Bezug auf unterschiedliche biografische Themen strukturieren.

Die Datengrundlage besteht in 37 biografisch-narrativen Interviews.⁵ Vom Feldzugang bis zur Fragestruktur und zu den Zeitebenen im Interview wurde ein problemorientierter Zugang vermieden und ein offener Zugang ohne Präformierung durch wertbezogene Annahmen angestrebt. Die Interviews liessen mit ihren offenen Fragen viel Raum für ein nicht gelenktes Erinnern und Erzählen. Durch die qualitative Analyse, basierend auf der *grounded theory*, gelang es, zentrale Themen und Fragen aus den Daten herauszuarbeiten, indem anhand der transkribierten Erzählungen Biografien in Analyseteams hermeneutisch rekonstruiert und zirkulär ausdifferenziert wurden.⁶

Im Folgenden werden die komplexen Dimensionen der Wirkung von Heimerziehung auf Lebensverläufe aus dem Forschungsbestand hergeleitet. Exemplarisch werden anhand zweier Einblicke in biografische Verläufe wegweisende Themen, die sich auf Heimerfahrung beziehen, herausgearbeitet. Diese Themen werden anschliessend über die Einzelfälle hinaus diskutiert und mit Blick auf die Gegenwart wird gezeigt, wie die Erfahrungen zeit- und kontextübergreifend wirkmächtig biografische Verläufe begleiten und gestalten.

4 Vgl. Gabriel 2001.

5 Vgl. Rosenthal 1993; Schütze 2004.

6 Vgl. Strauss/Corbin 1990.

Komplexe Dimensionen der Wirkung von Heimerziehung auf biografische Verläufe

Wege aus der Kinder- und Jugendhilfe können für die betroffenen Menschen als lebenslanger Prozess verstanden werden. Die wenigen existierenden, bereits älteren Langzeitstudien im Feld der Heimerziehung zeigen, dass die biografische Entwicklung junger Menschen nach dem Ende der Heimerziehung oft überraschend anders verläuft, als prognostiziert wurde.⁷ Dieser Befund ist weniger Ausdruck individueller Resilienz als noch nicht verstandener Zusammenhänge zwischen Institution und Biografie.⁸ Herangehensweisen, die sich solchen Lebenswegen annähern, beinhalten nach wie vor oft problematische methodologische Verkürzungen, indem sie sie in defizitärer und subsumptionslogischer Weise ausschliesslich mit den problematischen Sozialisationsbedingungen zu erklären versuchen.⁹

Eine kritische Betrachtung von Heimerziehung setzt voraus, dass sie nicht nur daran gemessen wird, wofür sie sich selber hält. Also müssen zwingend auch professionell nicht beabsichtigte Effekte auf Biografien im Fokus der Forschung stehen. Millham und Bullock forderten bereits vor dreissig Jahren eine Ergänzung um Erfolgsindikatoren, die herkömmliche Wirkungsforschung übersieht, zum Beispiel den Einfluss glücklicher Lebensumstände, persönlich erfahrene Förderung oder unerwartete Änderungen in der Familienkonstellation.¹⁰ Aus wissenschaftlicher Sicht scheinen somit auch viele aktuelle Studien, die einzelne Einflussfaktoren isoliert betrachten, nicht ausreichend, da grundsätzlich von einer Interaktion der Einflüsse auszugehen ist.

Biografische Fallrekonstruktionen entlang von Kristallisationspunkten

Nachfolgend sollen zwei Lebensverläufe nach Heimerziehung aufgezeigt werden, die aus einer subjektbezogenen Perspektive Themen zur Frage nach der Wirkung von Heimerziehung auf Biografien hervorbringen. Die ausgewählten Beispiele von Adrian A. und Maria M.¹¹ sind repräsentativ, da ihre Auswahl auf definierten Merkmalskombinationen aller Fälle beruht.

7 Vgl. Bullock et al. 1993; Hartmann 1996.

8 Vgl. Gabriel 2011.

9 Vgl. Gabriel/Keller 2013.

10 Vgl. Millham/Bullock 1987, S. 10.

11 Um die Anonymität der interviewten Personen zu gewährleisten, haben die Forschenden alle Namen und zudem einige Details (zum Beispiel Beruf, Anzahl Kinder) geändert.

Die im Forschungsprojekt mithilfe von biografischen Interviews erfassten 37 Lebensverläufe wurden anhand von Vergleichsdimensionen und deren Ausprägungen gruppiert und hinsichtlich empirischer Regelmässigkeiten untersucht. In Rückgriff auf das «concept of attribute space»¹² wurde ein Überblick über die empirische Verteilung der Fälle auf die Merkmalskombinationen in den biografischen Rekonstruktionen erstellt. Methodisch wurden dabei die Vergleichsdimensionen und Ausprägungen im Laufe des Auswertungsprozesses anhand des Datenmaterials – sowie des theoretischen (Vor-)Wissens – erarbeitet und «dimensionalisiert», das heisst es wurden relevante Merkmalsausprägungen, Subkategorien beziehungsweise Verläufe bestimmt.¹³ Die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den Untersuchungselementen wurden erfasst und die ermittelten Verlaufsformen charakterisiert. Für die Forschungsfrage erschien es in der Erarbeitung von Vergleichsdimensionen sinnvoll, den Fallzusammenhang möglichst weitgehend bestehen zu lassen, um die Bedingungsfaktoren in den biografischen Verläufen zu analysieren und einzelne intersubjektive Aspekte «isolieren» zu können. Diese Erarbeitung von biografisch relevanten Themen, Gruppierung der Fälle und Analyse empirischer Regelmässigkeiten sowie die Analyse der inhaltlichen Sinnzusammenhänge durch die Charakterisierung der typischen Verlaufsformen sind die Grundlage für die Auswahl der zwei exemplarischen Biografien.

So repräsentieren die ausgewählten Zitate von Adrian A. und Maria M. nicht nur zentrale Dimensionen bezogen auf diese zwei Lebensverläufe, sondern sie wurden ausgewählt, weil sie Charakteristika aller geführten Interviews widerspiegeln. Deshalb sind die nachfolgenden Passagen in den zwei biografischen Fallrekonstruktionen als dichte Erzählungen von übergreifenden Sinnhorizonten zu lesen und zu verstehen.¹⁴ Das heisst, dass sie in ihrer Erzähldichte Merkmalskombinationen repräsentieren, die über die geschilderte Situation und die individuellen Erfahrungen und Erinnerungen hinausgehen. Sie geben kollektiv relevante Themen wieder und bilden den Einflussbereich von Heimerfahrungen in der Kindheit auf die Biografie exemplarisch ab.¹⁵ Um die Anonymität der interviewten Personen zu gewährleisten, haben die Forschenden nebst den Namen zudem einige Details (zum Beispiel Berufe, Anzahl Kinder) in den Biografien abgeändert. Methodologisch betrachtet wird dadurch auch unterstrichen, dass die aufgeführten biografischen Themen die Lebenswege vieler Menschen mit Heimerfahrung zwischen 1950 und 1990 mitbestimmen haben und nach wie vor mitbestimmen.

12 Vgl. Barton 1955; Lazarsfeld/Barton 1951.

13 Vgl. Strauss/Corbin 1990.

14 Vgl. Rosenthal 1993.

15 Vgl. Gabriel/Keller 2015.

Die nachfolgenden zwei Biografien von Adrian A. und Maria M. werden entlang von ausgewählten Kristallisationspunkten dargestellt. Kristallisationspunkte entstehen in Analysen biografischer Narrative dann, wenn in der Rekonstruktion der Lebenswege ersichtlich wird, dass sich in einzelnen Ereignissen und Erfahrungen, an die sich die Interviewten in ihren Erzählungen erinnern, übergreifende biografische sowie biografierahmende Themen in komprimierter Form abbilden und verdichten. Biografische Themen prägen Entstehung, Ausgestaltung und Sinnzuschreibungen von individuellen Lebenswegen mit, weshalb sie sich aus allen offen entstandenen Erzählungen über das eigene Leben ableiten lassen. Sie ermöglichen auch die Ausarbeitung intersubjektiv vergleichbarer Erfahrungsqualitäten, welche die Bedeutung und Reichweite der Erfahrungen im Kontext der Heimplatzierung analytisch fassbar und analysierbar machen – auch wenn der jeweilige Umgang damit hoch individuell sowie bedingungsabhängig bleibt.

Es kann sich in der rekonstruktiven Interviewanalyse auch herausstellen, dass erzählte Ereignisse und Erfahrungen nicht nur biografische Themen wiedergeben, sondern für sich selbst von hoher biografischer Bedeutung sind. Dann handelt es sich nicht nur um einen Kristallisations-, sondern auch um einen Wendepunkt, der aus der Sicht des Subjekts die Zeit in ein Davor und ein Danach¹⁶ einteilt und den Menschen mit grundlegenden Themen und Fragen seines Lebens konfrontiert. Diese bedeutsamen biografischen Ereignisse können vorausgesehen, situativ erkannt oder auch erst in der Retrospektive identifiziert werden.¹⁷

Biografische Themen – Adrian A.

Adrian A. kam 1964 zur Welt. Seine Mutter war zum Zeitpunkt der Geburt minderjährig und ledig. Darin lag aus Behördensicht dann auch der Grund, die junge Mutter und ihren Sohn getrennt voneinander in Heimen zu platzieren. Adrian A. verbrachte nach der Geburt drei Jahre in einem Heim für Kleinkinder, ohne Kontakt zur Mutter. Anschliessend wohnte er sieben Jahre bei einer Pflegefamilie, die die Absicht hatte, ihn zu adoptieren. Da sich die Pflegeeltern mit Adrian A.s Verhalten jedoch zunehmend überfordert fühlten, wurde er im Alter von zehn Jahren wieder in ein Heim gebracht, diesmal in ein Kinder- und Jugendheim für Knaben. Dort blieb er zehn Jahre.

¹⁶ Vgl. Rosenthal 1993, S. 134.

¹⁷ Vgl. Gabriel/Keller 2014; Gilligan 2009.

«Ab der Stunde Geburt bin ich ja meiner Mutter schon weggenommen worden» – Aberkennung der Existenz als Subjekt

Der Beginn von Adrian A.s Lebensgeschichte war geprägt von mehrfacher Aberkennung seiner Existenz, indem er zum Objekt gemacht wurde. Erstens durch seine damals minderjährige Mutter, die ungewollt schwanger geworden war und ihn bereits im Bauch zu verbergen versuchte. Zweitens durch die Behörden, für die er primär die Konsequenz des Delikts ausserehlicher Handlung unter Minderjährigen darstellte. Drittens durch den Vater, der seine Vaterschaft anzweifelte und zudem später die Zeugung als Unfall abtat.

Die Mutter war zum Zeitpunkt der Geburt minderjährig und sexuell gänzlich unaufgeklärt. Sie wusste weder, wie man schwanger wird, noch wie Schwangerschaft und Geburt ablaufen. Als ihr Bauch immer grösser wurde, versuchte sie mit allen Mitteln das im Bauch heranwachsende Kind unkenntlich zu machen, indem sie so viel ass, dass sie am ganzen Körper enorm an Gewicht zunahm. Adrian A. war nicht nur ungewollt entstanden, sondern wurde auch so lange wie möglich «unsichtbar gemacht» beziehungsweise «verborgen».

Auch deshalb scheint Adrian A. aus heutiger Perspektive klar, dass er primär den Beweis eines Delikts und somit ein juristisches Objekt darstellte. Dass seiner Mutter durch die Behörden das Recht auf ihr eigenes Kind genommen wurde, heisst gleichzeitig – wenn auch unausgesprochen –, dass ihm das Recht auf seine eigene Mutter genommen wurde. Aus seiner Sicht wurde die Wahrung von «Zucht und Ordnung» höher gewichtet als die Anerkennung der Bedürfnisse von seiner Mutter und ihm: «Ab der Stunde Geburt bin ich ja meiner Mutter schon weggenommen worden. Ich wurde geboren und eine Stunde später hat man zu meiner Mutter gesagt: «Du hast kein Recht auf das Kind. Im Gegenteil: Dich versorgen wir in ein Heim, dir zeigen wir mal, was Zucht und Ordnung ist.»¹⁸

Mit seiner Mutter hatte er in den ersten Jahren keinen Kontakt, da dieser behördlich untersagt wurde. Später traf er sie gelegentlich. Sie hatten sich unterdessen aber zu sehr entfremdet und blieben sich fremd. Als Adrian A. ein junger Erwachsener war, wanderte sie dann nach Südostasien aus, aus der Sicht von Adrian A. «haute sie ab». Dennoch stellt diese Flucht für Adrian A.

18 «Ab der Stunde Geburt bin ich ja minere Muetter scho weggno worde. Ich bi gebore und e Stund spöter häd mer gseit gha a minere Muetter: «Du hesch kä Rächt uf das Chind. Im Gägäteil, dich tömer versorge is [...] Heim, dier mal zeige, was Zucht und Ordng isch.» Die Interviews, die zwischen zwei und sechs Stunden dauerten, wurden in schweizerdeutscher Sprache geführt und transkribiert. Im Folgenden werden die Zitate im Text in hochdeutscher Übersetzung aufgeführt und in den Anmerkungen in der Transkription des Originals nachgewiesen. Die Interviews wurden anonymisiert, Namen durch Pseudonyme ersetzt.

die konsequenteste Art und Weise dar, sich einer als willkürlich, boshaft und unterdrückend wahrgenommenen Gesellschaft zu entziehen.

Als Adrian A. im Alter von achtzehn Jahren seinen Vater kennenlernte, sprach dieser vor allem über seine Zweifel an seiner Vaterschaft, weil zum Zeitpunkt der Zeugung einige Männer infrage gekommen seien. Für Adrian A. war nach dieser Begegnung klar, dass sein vermeintlicher Vater sich auch nach achtzehn Jahren nicht als solcher verstehen wollte und konnte. Aus der Sicht des Vaters scheint Adrian A. Resultat eines Unfalls geblieben zu sein.

Das Fehlen eines anerkennenden Gegenübers ab seiner Geburt (beziehungsweise ab seiner Zeugung) ist als eine Ursache für einen seit je verspürten Druck zu verstehen, immer wieder unter der Beobachtung durch Dritte zu stehen und sich und seine Existenz beweisen zu müssen. Deutlich wurde Adrian A. das nicht nur in der Pflegefamilie, die ihn aufgrund seines aus ihrer Sicht rebellischen Verhaltens nicht adoptieren wollte und ihn stattdessen wie einen unerwünschten Gegenstand wieder ins Heim brachte. Deutlich wurde die stets an von anderen aufgestellte Bedingungen geknüpfte Zugehörigkeit vor allem auch in den Hierarchien unter den Heimkindern oder im eng geführten und kontrollierten Heimalltag: «Was ich gehasst habe, war, dass man 16 Stunden observiert wurde. Am Abend, wenn du aufs Zimmer gegangen bist um acht oder neun Uhr, das weiss ich nicht mehr ganz genau, haben sie die Tür hinter dir verschlossen.»¹⁹

«Ich kannte das nicht, dass mich jemand vermisst» – Irritation durch unerwartete Adressierung als Subjekt

Adrian A.s Wunsch war es schon früh, Eiskunstläufer zu werden, was er wiederholt kundtat. Schliesslich ermöglichte ihm das ansonsten als restriktiv erlebte Heim den Besuch einer Eiskunstlaufschule. Er verband damit, im Kontrast zur oben dargestellten steten Aberkennung und Kontrolle von aussen, eine maximale Selbstkontrolle dank körperlicher Selbstbeherrschung, wozu die ihm bereits bekannte und angelernte Selbstdisziplin nötig war. Eiskunstlauf stand auch für die Möglichkeit, sich frei von Vorurteilen über das Medium und den Körper ausdrücken zu können und so zu Anerkennung zu gelangen.

Dennoch war er überrascht und überfordert, als ihm im Alter von etwa achtzehn Jahren, in dem Alter also, in dem ihm der Vater seine Missachtung offenbarte, eine Eiskunstlaufstunde eine bis dahin unbekannte Anerkennung seiner Person als Subjekt bescherte. Er war dem Unterricht einige Tage unentschuldig ferngeblieben und rechnete bei seiner Rückkehr mit dem bisher Übli-

19 «Will was ich ghasst han, isch gsi, dass mer quasi 16 Stund observiert worden isch. Am Abig, wenn du ufs Zimmer bisch isch am 8i hinder dir, am 8i oder am 9i, weiss nüme ganz genau, händs Tür hinder dier bschlosse.»

chen, nämlich dass er nicht nach Gründen für das Fernbleiben gefragt, sondern dafür gescholten und bestraft würde. Doch genau das Gegenteil geschah. Die im Unterricht sonst sehr strenge Eiskunstlauflehrerin adressierte Adrian A. als erste erwachsene Person überhaupt als Subjekt: «Und dann hatte sie alle im Kreis sitzen lassen, meine Mitschüler. Und ich durfte in die Mitte des Kreises sitzen. Und dann hat sie gefragt, alle: «Habt ihr Adrian vermisst?» Und dann konnte jeder einzeln sagen, ja und warum und so. Ich kannte das nicht, dass mich jemand vermisst, weil ich habe das nie gelernt, mich hat nie jemand vermisst. Mich wollten sie immer nur einsperren und behalten.»²⁰

Hier wurde durch die positive Erfahrung von sozialer Nähe und Anerkennung für Adrian A. plötzlich ersichtlich, dass ihm das bis dahin verwehrt geblieben war. Diese Kontrasterfahrung machte die bisherigen negativen Erfahrungen und die so entstandene Vulnerabilität erst fassbar. Das führte zur scheinbar paradoxen Reaktion, dass er sich Zuwendung zwar wünschte, aber das Angebot der Eiskunstlauflehrerin nicht annehmen konnte. Er hätte zwar objektiv betrachtet die Möglichkeit gehabt, das Angebot anzunehmen, sich auf Beziehungen zu Peers oder zu einer erwachsenen Person einzulassen, doch zu gross war bereits seine Skepsis gegenüber dem Sozialen und gegenüber anderen Menschen: «Ich war immer davon ausgegangen: «Du kannst dich eh nie auf jemanden verlassen», weil das ist das, was mir beigebracht worden war. Und warum soll jetzt jemand auf mich warten, wo ich mich ja sowieso nicht darauf verlassen kann? Das macht irgendwie keinen Sinn. Und wenn ich es nicht organisieren kann für mich oder wenn ich es mir nicht zurechtlegen kann, dann macht es niemand für mich.»²¹

In der Folge scheint ihm diese Situation vor allem bewusst gemacht zu haben, wie wenig Vertrauen jemals jemand in ihn hatte und umgekehrt. Er beschloss deshalb, fortan nur noch sich selbst zu trauen oder sich, wie er es nennt, «selbst zu normalisieren». Die Eiskunstlaufszene wird insofern zu einem Wendepunkt, als darin nicht nur soziale Nichterfahrung ersichtlich wurde (Kristallisation), sondern sich danach ein Selbst- und Lebenskonzept verfestigte (Wende).

20 «Und dänn hätt sie alli im im Chreis sitze la, mini Mitschüeler. Und ich ha de döfe id Mitti vom Chreis sitze. Und dänn hät sie alli gfrögt gha: «Händ ihr de Adrian vermisst?» Und dänn hät jedes einzeln chöne säge, ja und warum und so. Ich ha das nöd kännt, dass mich öper vermisst, will ich ha das nie glert, mich het nie öper vermisst. Mich händs nur immer welle isperre und bhalte.»

21 «Ich bin immer devo usgange: «Du chasch dich eh nie uf öper verla», will das isch das, wo mier glert worden isch. Und werum söll jetzt öper uf mich warte, woni mi ja eh nid chadruf verla? Das macht igendwie kä Sinn. Und wenis nöd chan organisiere für mi, oder wenis mier nöd chan zrächt lege, denn machts niemert für mich.»

«Jetzt geht es mal aufwärts im Leben» – steiler beruflicher Aufstieg dank Ausdauer, Ichbezogenheit und Performanz

Wenn sich fortan eine Gelegenheit bot, Unterstützungsangebote von anderen Personen anzunehmen, tat Adrian A. das zwar nach wie vor. Aber er verliess sich dabei nur auf sich selbst, ohne sich auf eine Beziehung zu den Menschen selbst einlassen zu müssen. In der Folge hatte er nach wenigen Jahren in Gelegenheitsjobs erste berufliche Erfolge. Er machte sich selbständig, zuerst mit einer kleinen Privatschule, danach als Projektmanager in der Privatwirtschaft. Im luxuriös anmutenden Lebensstil, den er sich nun leisten und gegen aussen sichtbar machen konnte, sah er eine kumulierte Genugtuung für alles, was ihm bisher vorenthalten worden war. Das, was er sich «schon immer ausgemalt» hatte, war für ihn dank seinem Willen, aus dem Nachteil des Auf-sich-selbst-zurückgeworfen-Seins die Kraft für das unermüdliche Durchkämpfen zu generieren, nun möglich: «Ich hatte dann das erste Mal gedacht: <Aah, jetzt geht es mal aufwärts im Leben.> Ich dachte: <Ja, wenn ich 9300 Franken Lohn hab, dann kann ich mir auch eine Wohnung nehmen für 3000 Franken, da muss ich kein schlechtes Gewissen haben. Dann kann ich endlich mal in meinem Leben standesgemäss wohnen, wie ich mir das schon immer ausgemalt und vorgestellt hatte.> Ich habe dann ein Penthouse genommen für 3300 Franken, 160 Quadratmeter, 90 Quadratmeter Terrasse, unten zwei Einstellplätze.»²²

Würde die Analyse und Bewertung einem neoliberal gefärbten Resilienzkonzept folgen, das sich vor allem auf messbare, wirtschaftliche Erfolgsfaktoren anstatt auf subjektbezogene Dimensionen abstützt, wäre Adrian A.s Biografie zu diesem Zeitpunkt eindeutig ein Beispiel für einen positiven, auf Resilienz fussenden Verlauf: Alles, worunter er in seiner Kindheit und Jugend in den Heimen gelitten hatte, hätte er danach zu seinen Gunsten gewendet und es damit objektivierbar und nachweisbar sehr weit gebracht. Dass genau in dieser Abhängigkeit des Erfolgs vom Materiellen bei gleichzeitigem Verzicht auf Beziehungen zu anderen Personen und insbesondere zu sich selbst eine besondere Vulnerabilität stecken könnte, wird in dieser Sichtweise jedoch übersehen.

«Der Staat hat gewonnen» – anhaltende staatliche Kontrolle und verunmöglichte Selbständigkeit

Mit Blick auf den weiteren Verlauf von Adrian A.s Biografie wird deutlich, dass ein Arbeitsunfall im Alter von 42 Jahren das labile Resilienzkonstrukt als

22 «Ich ha den 's erscht mal dänkt gha: <Aah, jetzt gahds mal uffwärts im Läbe, oder.> Ha den dänkt: <E ja, wän ich 9300 Franke Lohn ha, de chan ich mier au Wohnig nä für 3000 Franke de muess ich e käs schlächts Gwüsse ha, oder, de chan ich äntlich e mal i mim Läbe standesgemäss wohne, wien ich mier das scho immer ha usgmalt und vorgstellt, oder.> Und ha den es Penthaus gno für 3300 Franke, 160 m2, 90m2 Terasse une zwei Istellplätz.»

Basis einer neuen Existenz zusammenbrechen und die überwunden geglaubte Vergangenheit aufbrechen liess. Nach seinem Unfall hatte Adrian A. sehr starke chronische Schmerzen, die ihn arbeitsunfähig machten. Da die lang anhaltenden Schmerzen aber vor allem auf nervlichen Ursachen fussten, gestaltete es sich sehr schwierig, diese objektivierbar zu machen. Das wäre aber notwendig, um bei der Invalidenversicherung eine Teilrente zu legitimieren. Sich plötzlich wieder in einer von Behörden hoch abhängigen Position zu befinden, machte Adrian A. vor dem Hintergrund seiner bisherigen Lebenserfahrung über weite Strecken handlungsunfähig. Zum Zeitpunkt des Interviews, beinahe zehn Jahre nach dem Unfall, war er wütend, misstrauisch und psychisch wie physisch ermüdet. Er fühlte sich seit dem Unfall in die widersprüchliche Situation nach dem Heimaustritt zurückversetzt: «Es ist, wie wenn du ein Tier einsperrst und plötzlich sagst: «Jetzt flieg weg, flieg weg.» Und der Vogel fliegt nicht weg und du wunderst dich, warum der Vogel nicht wegfliht, weil er kann das gar nicht.»²³

Die Metapher des flugunfähigen Vogels im Käfig mag auf den ersten Blick allzu bekannt und vereinfachend wirken. Im Zusammenhang mit seinen Erfahrungen seit dem Heimeintritt bekommt das Bild jedoch einen hohen Realitätsbezug. Nun wurde Adrian A. deutlich, dass er trotz Höhenflug im Beruf flugunfähig und von anderen kontrolliert geblieben war. Abhängig von einem anhaltenden Legitimationsdruck, blieb er in hohem Masse skeptisch gegenüber sozialen Beziehungen und versuchte, sich nur auf sich selbst zu verlassen. Schliesslich erfuhr er, dass dies nicht ausreichte, um in einer biografischen Krise bestehen zu können. Resigniert bilanzierte er, dass der Staat den Kampf gegen ihn, einen Kampf, den das Leben seit je von ihm verlangt hatte, nun gewonnen habe, dass der Unfall der Beginn einer Wende zurück zu Themen seines Lebensanfangs war: «Der Staat hat gewonnen. Ich komme mir vor wie in einer grossen Voliere. Man gibt mir gerade so viel Geld, dass ich es vielleicht von Genf bis Lausanne schaffe, aber ja nicht bis Bern. Das wäre ja schon zu weit. Man kontrolliert mich über das Geld, wie damals schon.»²⁴

Adrian A. bezog zum Zeitpunkt des Interviews Sozialhilfe und kämpfte für eine medizinische Anerkennung seiner Krankheit.

23 «Es isch, wie wänn du es Tier ispersch und plötzlich seisch: «Etz flüg weg, flüg weg!» Und de Vogel flüht nid wäg und de wunderisch dich, worum d'Vogel nid wägflügd, will er cha gar nöd.»

24 «De Staat hed gwunne. Ich chum mer vor wie inere grosse Voliere. Mer gid mer grad so viel Gäld, dass ichs villicht vo Genf uf Lausanne schaff aber ja nöd uf Bern, oder. Das wär ja scho z'wiit. Mer kontrolliert mich übers Gäld, wie damals scho.»

Biografische Themen – Maria M.

Maria M. wuchs mit ihrem Bruder bei beiden Eltern auf. Ihre ersten Erinnerungen sind geprägt von Gefühlen der Einsamkeit; allein spazierte sie durch Wälder, ertrank als kleines Mädchen fast in einem See und wurde zufällig von einem vorbeigehenden Spaziergänger gerettet. Maria M. erinnert sich daran, was ein Arzt ihrer Mutter in der Anwesenheit ihrer Kinder sagte: «Sie können gar keine Familie haben. Das schaffen Sie nicht, das ist zu viel!»²⁵ Als die Mutter nach einem Unfall ins Krankenhaus kam, wurde 1964 die Heimplatzierung von Maria M. und ihrem Bruder angeordnet. Maria M. war acht Jahre alt.

«Ich gehorche, dann habe ich keinen Ärger» – Bedürfnisse den Erwartungen anderer unterordnen

Mit dem Eintritt ins Heim erlebte Maria M., dass ihre individuellen Bedürfnisse auch hier von Erwachsenen nicht erkannt und übergangen wurden. Als Reaktion auf diese Erfahrungen entschied sie sich dafür, die eigenen Bedürfnisse denen anderer unterzuordnen. Denn ihr Ziel sei es stets gewesen, möglichst ruhig und ohne viel Ärger die Zeit im Heim zu überstehen: «Das ist, glaube ich, ein Thema, das mich bis heute begleitet. Ich habe ja meine Devise, im Waisenhaus war das auch immer: «Ich gehorche, dann habe ich keinen Ärger.»»²⁶

Um unauffällig zu bleiben, bemühte sich Maria M. um überangepasstes Verhalten. Da sie im Leistungsbereich Erfolg hatte – sie war eine ausserordentlich gute Schülerin –, bekam sie viel Anerkennung. Gleichzeitig wurde ihr gesagt, sie solle sich im Heim «sozialer» verhalten. Doch ihr Versuch, sich zu «integrieren», misslang immer wieder: «Im Waisenhaus haben sie immer probiert, also sie haben immer gesagt, ich solle mich etwas sozialer benehmen. Wie macht man das, wenn man damit Mühe hat? Ich meine, ich war ja eine sehr Folgsame, ich wäre gern etwas integrierter gewesen, in irgendeine Menschengruppe, aber das habe ich nicht zustande gebracht.»²⁷

Maria M. fehlte es an Orientierung, wie «sozialeres Verhalten» möglich sein sollte. Auch die Erfahrungen anderer ehemaliger Heimkinder in jener Zeit zeigen, dass soziale Beziehungen in Kinder- und Jugendheimen kontrolliert und sanktioniert wurden. Auf sozialen Kontakt, «tiefer gehende emotionale Beziehungen» zwischen Kindern und Jugendlichen sowie Gruppenbildung re-

25 «Sie chöng gar kei Familie ha. Das schaffed Sie nöd, dass isch zviel!»

26 «Also, das isch glaub es Thema, wo mich bis hüt begleitet. Ich han ja/ mini Devise im Waisehuus isch au gsie: «Ich folge, denn han ich kei Lämpe.»»

27 «Im Waisehuus händs immer probiert, also, sie händ mir immer gseit, ich söll mich chli sozialer beneh. Äh, wie macht mer das, wenn mer Mühe hät demit? Ich meine, ich bin ja e Folgsami gsie, ich wäri gern echli integrierter gsie, irgendingere Menschengruppe, aber ich hans nöd ane bracht.»

agierte das Betreuungspersonal misstrauisch.²⁸ Regeln, Disziplin und Ordnung strukturierten den Lebensalltag im Heim. Empathie und ein Gefühl der Sicherheit, die Voraussetzungen für einen Vertrauensaufbau zwischen Heimkindern und Erziehenden, waren kaum vorhanden. Die Verwaltung der Gruppe war oberstes Prinzip; individuelle Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen traten dahinter zurück.

Auch heute noch beschäftigen Maria M. die Erwartungen anderer sehr. Sie beschreibt anschaulich, wie sie in einer Therapie, die ihr von Arbeitskollegen empfohlen wurde, lange nur versuchte zu verstehen, was der Therapeut von ihr erwartete: «Ich habe mir immer sehr Mühe gegeben, seine Klischees zu erfüllen. Ich hatte das Gefühl, der möchte jetzt seine Schubladen füllen, mich einordnen irgendwo. Und ich hab mir ganz fest Mühe gegeben, dass ich das schaffe mit dem, was ich erzählt habe.»²⁹

Auch in der Interviewsituation zeigte sich das deutlich. Es fiel Maria M. schwer, das Interview nach fast vier Stunden abzuschliessen. Wiederholt fragte sie, ob sie wohl all das gesagt habe, was die interviewende Person habe hören wollen.

Gleichzeitig zeigt sich in den Erzählungen über ihr Leben deutlich, dass Maria M. durchaus Erwartungen an andere hat. Nur vermag sie diese nicht zu kommunizieren, was nicht selten dazu führt, dass sie sich nach altem biografischem Muster anderen Erwartungen und Bedürfnissen unterordnet. In solchen Situationen ist Maria M. dann enttäuscht und stellt sich auch selbst infrage.

«Meine Hölle» – auf sich selbst zurückgeworfen sein

Maria M. erfuhr schon vor der Heimplatzierung in der Familie und später dann im Heim unter vielen Kindern grosse Einsamkeit. Wie sie berichten zahlreiche ehemalige Heimkinder davon, dass sie sich, wenn auch häufig nur für einen kurzen Zeitraum, dem Heimalltag zu entziehen versuchten, indem sie zum Beispiel einsame Streifzüge durch den Wald unternahmen und dort das unkontrollierte Umherirren und die Orientierungslosigkeit schätzten.

Maria M. brachte sich das Lesen selbst bei, als sie fünf Jahre alt war, und rettete sich aus ihrer Einsamkeit in die Parallelwelt der Bücher. Diesen Schutzraum sucht sie auch als Erwachsene immer wieder auf und nimmt dabei eine beobachtende Haltung ein. Sie beobachtet und analysiert Situationen und Beziehungen wie von aussen, bleibt dabei aber handlungsunfähig. In Beziehungen und auch im beruflichen Umfeld erlebt sie, dass sie ausgenutzt wird. Ihr

28 Vgl. Hafner 2014, S. 77.

29 «Ich han mir sehr Mühe geh, sini Klischees zerfülle. Ich hans Gfühl kah, de möcht jetzt es Schublädli fülle, mich iordne irgendwo und han mir ganz fescht Mühe geh, dass ich das anebringe, idem was ich verzellt han.»

Unvermögen, darauf zu reagieren, führt dazu, dass sie sich als wehrlos erlebt, sich aber gleichzeitig schuldig fühlt, weil sie nicht für ihre Bedürfnisse einsteht. Diese Realität beschreibt sie bis in die Gegenwart als «meine Hölle».³⁰

«Habe probiert mich zu integrieren» – soziale und emotionale Skepsis gegenüber anderen und sich selbst

Maria M. hat, wie Adrian A. auch, eine hohe emotionale Skepsis gegenüber anderen und gegenüber sich selbst. Emotionen sind in ihren Erzählungen kaum vorhanden, vielmehr kommt sie häufig zu harten Urteilen über andere und vor allem über sich selbst. Dies irritiert auch ihre Arbeitskollegen: «Mein Problem war, ich hatte keine Gefühle, ich konnte Gefühle nicht zulassen. Da hat mal einer gesagt: ‹Weisst du, wenn du wütend bist, lächelst du mich trotzdem an.› Ich wollte doch nicht unsere Beziehung verderben, dann bin ich halt höflich geblieben, aber ich hatte eine Scheisswut. Also, das war mein Problem, glaube ich, ich habe einfach meine Emotionen abgestellt, das ist das Sicherste und es tut einem nicht weh. Also deshalb kann man auch Bücher lesen, die tun einem nicht weh.»³¹

Auch Maria M. erfuhr bereits früh, dass sie sich auf niemand anders verlassen konnte und nur für sich selbst da war. Obwohl der Bruder im selben Heim lebte, brach der Kontakt zu ihm ab, weil die Gruppen geschlechtergetrennt geführt wurden. Der Kontakt zu den Eltern fand zwar regelmässig statt, wurde von Maria M. aber als ambivalent erlebt. Sie hatte viele offene Fragen und verstand nicht, weshalb die Eltern sich nicht darum bemühten, ihre Kinder wieder zu sich zu nehmen.

Es stellt sich auch für andere Heimkinder die Frage, wie das erschütterte Vertrauen gegenüber anderen Personen und sich selbst nach dem Heimaustritt wieder aufgebaut werden kann. Dass dies zu einer zentralen Herausforderung und Lebensaufgabe werden kann, zeigt sich in Berichten ehemaliger Heimkinder, die Gefühle emotionaler Distanz gegenüber anderen beschreiben.³² Sich auf Beziehungen zu Arbeitskollegen, Freunden, Partnerinnen und Partnern und Kindern einlassen zu können, wird als grosse Schwierigkeit beschrieben. Häufig führt dies dazu, dass ehemalige Heimkinder sich nicht auf Beziehungen einlassen beziehungsweise diese Nähe zu anderen nicht zulassen können oder

30 «Mini Höll.»

31 «Mis Problem isch gsie, ich han kei Gefühl kah, ich han Gefühl nöd chöne zue lah. Da hät eine mal gseit: ‹Weisch, wenn du verrückt bisch, lächlich du mich trotzdem a.› Ich han doch nöd welle dBeziehig verderbe mit ihm, denn bin ich halt höflich gsie, oder, aber ich han e Schisswuet kah. Also, das isch mis Problem glaub gsie, dass ich, ich han eifach mini Emotione abgestellt, das isch au Sicherschte und es tuet eim nüt weh. Also, drum chan mer au Buecher lese, die tüend eim nöd weh.»

32 Vgl. Kuhlmann 2008.

wollen. Die interviewten Personen beschreiben das distanzierte, erwartungsfreie Kühlbleiben gegenüber anderen auch im Sinne einer Bewältigungsstrategie, die es ihnen ermöglicht, etwaigen Enttäuschungen und unkontrollierbaren Situationen aktiv und damit selbstmächtig entgegenzuwirken.

Maria M. beschreibt mehrere missglückte «Integrationsversuche». Doch auch über den Heimaustritt hinaus stellte sie immer wieder fest, dass sie ihre Position als «Aussenseiterin» nicht verlassen konnte. Sie erfuhr also eine soziale Desintegration, die sich durch ihr ganzes Leben zog. Die Versuche, «anzudocken» und sich zu «integrieren», scheiterten immer wieder. Das persönliche soziale Netzwerk blieb bis in die Gegenwart stark begrenzt, was Maria M. bedauert. Als fast Fünfzigjährige stellte sie nach einem Unfall fest, dass sie niemanden kennt, der für sie einkaufen gehen könnte: «Ich habe keine tragfähige ausserfamiliäre Beziehung und das finde ich schade.»³³

«Von niemandem abhängig sein» – Handlungsfähigkeit als Subjekt kompromisslos erkämpfen

Maria M. bleibt trotzdem nicht in jeder Hinsicht handlungsunfähig. Auf eindrückliche Weise ist sie in ihrem ganzen Leben immer wieder imstande, sich ihre Handlungsfähigkeit zurückzuholen. Diese steht meistens im Zusammenhang mit der Erfahrung, nur selbst für sich eintreten zu können und für sich verantwortlich zu sein. Maria M. schliesst verschiedene Ausbildungen ab, ist beruflich sehr erfolgreich und steht schon früh finanziell auf eigenen Beinen. Mit ausgesprochen klaren Devisen trifft sie Entscheidungen, die jeweils der Prämisse folgen: «Dass ich allein überleben kann, dass ich von niemandem abhängig bin.»³⁴

«Ich habe das Gefühl, dass ich ganz viele Fehler gemacht habe» – Intergenerativität und die Beziehung zu den Kindern

Baader zeigt die Wirkmächtigkeit der Kindheitserfahrungen ehemaliger Heimkinder hinsichtlich ihrer Elternschaft und die sekundäre Traumatisierung der nachfolgenden Generation.³⁵ Laut Kuhlmann wird die Erziehung der eigenen Kinder gerade deshalb zur Herausforderung, weil sie mit der Besorgnis der Wiederholung von eigenen Erfahrungen in der Kindheit zusammenhängt.³⁶ Der Umgang mit dieser Herausforderung mündet so zum Beispiel in eine kühle Distanzierung, eine Überforderung mit den Bedürfnissen der Kinder.

33 «Ich han kei tragfähigi, usserfamiliäri Beziehige und das find ich schad.»

34 «Dass ich allei chan überlebe, dass ich vo niemertem abhängig bin.»

35 Vgl. Baader 2014.

36 Vgl. Kuhlmann 2008.

In allen biografischen Interviews wird das Kinderhaben oder -kriegen thematisiert. Es wird jeweils geschildert, dass noch vor dem ersten Kind eine ambivalente Auseinandersetzung mit dem Thema stattgefunden hat. Immer mit Bezug auf die Erfahrungen in der eigenen Kindheit wird dabei eine vorsichtig zurückhaltende oder stark ablehnende Position eingenommen. Ängste vor dem Elternsein, die Besorgnis, sich nicht gut um die Kinder zu kümmern, nicht genügend für sie da zu sein, werden genannt.

Auch Maria M. sieht sich durch die Konfrontation mit dem Kinderwunsch ihres Partners zur Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit gezwungen. Das löst in ihr Gefühle der Unfähigkeit und Unsicherheit aus; sie misstraut ihren Fähigkeiten als Mutter, was auch einen Einblick in ihr Selbstbild gibt: «Ich habe immer gedacht, ich könnte keine Kinder haben mit meiner Vergangenheit, das sei nicht gut, ich könnte mich nicht gut um Kinder kümmern.»³⁷

Fast wortwörtlich wiederholt Maria M. hier die Aussage, die ein Arzt ihrer Mutter gegenüber nach der Geburt Marias geäußert hat. Auch Maria M. hat also noch vor der ersten Schwangerschaft das Gefühl, sie solle eigentlich gar keine Kinder haben. Als dann ihre Tochter geboren wird, schwört sie ihr im Kreissaal, dass sie sie nie im Stich lassen und immer für sie da sein wird. Doch dieses Versprechen kann Maria M. nicht halten. Sie beschreibt ihr Unvermögen, dem Erkennen der Bedürfnisse der Tochter Taten folgen zu lassen. Ihre noch vor der Schwangerschaft benannten Vorbehalte bestätigen sich im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung: «Ich habe das Gefühl, ich habe ganz viele Fehler gemacht und ihr geht es sicher nicht gut, sie hat ganz sicher was anderes gebraucht, aber nicht bekommen.»³⁸

Maria M. beschreibt, wie sie ihre Tochter beobachtet und schweigend staunt, wie sie sie für Charakterzüge bewundert, dies aber gar nicht kommunizieren kann: «Wenn sie angegriffen wird, kann sie sich blitzschnell wehren, das imponiert mir ungeheuer.»³⁹ Maria M. bewundert ihre Tochter für Eigenschaften, die sie an sich selbst nicht kennt und die sie auch nicht vorleben konnte. Das Verhalten ist ihr einerseits fremd, andererseits empfindet sie Bewunderung dafür. Auch hier beobachtet Maria M. nur passiv und distanziert, wie bei den anderen Gruppen, zu denen sie den Zugang nicht findet.

37 «Ich han immer denkt, ich chöngi kei Chind ha mit minere Vergangeheit, das säg nöd guet, ich chönt zu Chind nöd guet luege.»

38 «Ich han sGfühl, ich han ganz viel Fehler gmacht und ihre gahts sicher nöd guet, sie hät ganz sicher öpis anders brucht, häts nöd übercho.»

39 «Wenn sie agriffe wird, sich blitzschnell au chan währe, dass imponiert mir unghür.»

Fachliche Konsequenzen der biografischen Wirkungen von Heimerziehung

Die Fallbeispiele von Adrian A. und Maria M. verdeutlichen, dass der Aufenthalt in einem oder mehreren Heimen nebst formal angestrebten Zielen wie Arbeitsmarktintegration, die Fähigkeit, finanziell für sich selbst zu sorgen, oder angepasstes Verhalten viele nicht beabsichtigte Auswirkungen haben kann. Diese Auswirkungen können in unterschiedlichen Zeitpunkten der Biografie relevante Handlungsspielräume einschränken, aber auch erweitern. Es lässt sich festhalten, dass die Themen, die in beiden Biografien bis ins höhere Alter präsent und einflussreich bleiben und hier entlang von Kristallisationspunkten besprochen wurden, übergreifende Auswirkungen der Erfahrungen von Heimerziehung wiedergeben.

Besonders auffällig scheint, dass trotz vielfältiger Veränderungen des Heimkontextes zwischen 1950 und 1990 die Erfahrungsqualitäten in Bezug auf die drei nachfolgenden biografisch bedeutsamen Themen intersubjektiv beinahe unverändert geblieben sind:

- Illegitime Existenz aus der Sicht staatlicher Instanzen und weiterer Menschen: Die erfahrene Machtlosigkeit gegenüber Entscheidungen der Vormundschaftsbehörden oder der Erzieherinnen und Erzieher kann im späteren Lebensverlauf immer wieder reaktiviert oder verstärkt werden. Sie bricht vor allem dann auf, wenn man sich (sozial)staatlichen Strukturen unterordnen muss, wenn man sich von Beamten oder anderen als moralisch, normativ oder hierarchisch übergeordnet wahrgenommenen Instanzen hinterfragt oder infrage gestellt fühlt.
- Abhängigkeit von einem fortwährenden Legitimationsdruck: Gerade weil sie einen schwierigen Start ins Leben hatten, glauben viele, konstant beweisen zu müssen, dass sie nun ein erfolgreiches Leben führen, zum Beispiel indem sie sich Statussymbole zulegen oder mit der Unterstützung von Vertreterinnen und Vertretern einer Berufsgruppe, die ein hohes Ansehen besitzt (Ärztinnen, Anwälte, Politikerinnen).
- Emotionale und soziale Skepsis: Weil die Heimerfahrungen und deren Konsequenzen (wie Wahrnehmung sozialstaatlicher Aberkennung oder sozialen Legitimationsdrucks) den betroffenen Menschen immer wieder das Gefühl vermittelten, auf sich selbst zurückgeworfen zu sein, haben sie gelernt, sich auf niemanden ausser sich selbst zu verlassen. Dieses Misstrauen wird in der Ausgestaltung unterschiedlicher sozialer Beziehungen deutlich, insbesondere in Partnerschaften oder bei Elternschaft, beides verbindliche Beziehungsformen, auf die viele absichtlich verzichten. Das Misstrauen äussert sich nicht zuletzt immer wieder gegenüber sich selbst.

Als unbeabsichtigter Effekt von kindeschutzbasierten Interventionen kann somit eine lebenslange Vulnerabilität entstehen, da insbesondere in Krisen biografischer Sinnerzeugung das Vertrauen in sozialstaatliche oder persönliche Hilfsangebote sowie konstante und verlässliche Lebensentwürfe und Bezugspersonen fehlen können. Aus sozialpädagogischer Sicht lassen sich aus diesen Erfahrungsdimensionen, die bis ins höhere Alter Selbstwahrnehmung und Handlungsspielräume stark beeinflussen, die folgenden Schlüsse ziehen: Über die zeitliche Begrenzung der Heimstrukturen hinweg braucht ein Kind eine Person, die seine Biografie bedingungslos begleitet, wozu auch das konsistente Übernehmen von Verantwortung gehört. Vor allem den individuellen Bezug zu sozialen Netzwerken und «bedeutsamen Menschen» wie Familie, Bekannte, Trainer oder Peers gilt es fallspezifisch zu verstehen und konzeptuell mit einzubeziehen.⁴⁰

Sollen die Heranwachsenden zu Mitautorinnen und -autoren ihrer Biografie werden, so ist Partizipation bei der Entscheidung und damit ein Verständnis der Platzierungsbegründung von essenzieller Bedeutung. Wenn ein Kind im Heim keine subjektiv stimmige (nicht objektiv richtige) Erklärung für die Platzierung im Heim besitzt, ist die Integration der Heimerfahrung in die weitere Biografie schwierig bis unmöglich.

Eine historisch kontextualisierte Schlussfolgerung könnte nahelegen, dass die erwähnten Wirkdimensionen primär auf den patriarchalen und disziplinierenden Charakter der Grossgruppenheime, die in der Schweiz noch bis in die späten 1960er-Jahre üblich waren, zurückzuführen sei. Diese Sichtweise nimmt heutige Heimerziehung allerdings voreilig von der Kritik aus, auch wenn sich die Bedingungen, unter denen Kinder und Jugendliche und ihr Umfeld ins Aufwachsen im Heim mit einbezogen werden, in den vergangenen Jahrzehnten markant verbessert haben. So merkt auch Schrapper an, dass es der sozialpädagogischen Fachwelt nach wie vor schwerfällt, biografisch relevante Themen adäquat zu verstehen.⁴¹ Das führe dazu, dass in der Kinder- und Jugendhilfe immer noch «Fälle produziert» würden, die kaum Schnittpunkte mit den Sichtweisen und Lebenslagen der jungen Menschen besitzen.

Auf der Ebene heutiger Praxis und Theorie der Heimerziehung scheinen deshalb weitere gemeinsame Anstrengungen notwendig zu sein, damit Kinder und Jugendliche in ihrer Lebensgestaltung angemessener begleitet und unterstützt werden. Deshalb gilt es zu verhindern, dass der Wirkungsbegriff in der sozialpolitisch unter Druck stehenden Heimerziehungslandschaft auf Kosten der Hilfsempfängerinnen und -empfänger missverstanden oder missbraucht

40 Vgl. den Beitrag von Bombach/Gabriel/Galle/Keller, [Die «neuen Praktikanten»](#).

41 Vgl. Schrapper 2014.

wird. Es wird deutlich, dass die bislang teils inflationär genutzten Konzepte von Resilienz oder Ressourcenorientierung individuelle Vulnerabilität als unbeabsichtigte Effekte von Heimerziehung nicht zu berücksichtigen vermögen. Ziel der Heimerziehung sollte es bleiben, die Handlungsspielräume für die weitere, eigenwillige Entwicklung bereits während der Zeit im Heim sowie in der Übergangsgestaltung zu fördern und dabei die individuelle Verletzlichkeit stets mit zu berücksichtigen. So würde es zur sozialpädagogischen «Verantwortungsethik»⁴² gehören, nebst einfach messbaren Wirkebenen wie Legalbewährung und Lehrabschluss insbesondere die selbstbestimmte Ausgestaltung individueller Handlungsspielräume nachhaltig zu ermöglichen.

Damit die Aufarbeitung von Heimgeschichte gelingt, gilt es deshalb den Fokus zu verschieben: weg vom Legitimationsdruck auf ehemalige Heimkinder, sich gegen das bleibende Stigma zu wehren, hin zu einem auf sozialpädagogischen Kenntnissen beruhenden, kindbezogenen Legitimationsdruck auf Heimerziehung selbst. Daraus würde für die gegenwärtige Kinder- und Jugendhilfe resultieren, dass sie Hilfsempfängerinnen und -empfänger nicht nur im Sinne einer strukturellen Unterwerfung gesellschaftlich integriert, sondern auch den Anspruch an sich selbst richtet, in eigensinnige Lebensentwürfe und individuelle soziale Bezüge integrierbar zu sein.

Literaturverzeichnis

- Baader, Meike Sophia (2014). Pädagogisch-ethische Verantwortung und die Frage nach dem guten Leben. In: Integras (Hg.), *Zeitzeichen. Aus dem Gestern – heute – für das Morgen lernen. Referate der Integras-Fortbildungstagung 2014*. Zürich: Integras, S. 64–74.
- Barton, Allen H. (1955). The Concept of Property-Space in Social Research. In: Lazarsfeld, Paul F. und Rosenberg, Morris (Hg.), *The Language of Social Research*. New York: Free Press, S. 40–53.
- Bullock, Roger, Little, Michael und Millham, Spencer (1993). *Residential Care for Children. A Review of the Research*. London: The Stationery Office.
- Colla, Herbert E. (1999). Personale Dimension des (sozial)pädagogischen Könnens. Der pädagogische Bezug. In: Colla, Herbert E., Gabriel, Thomas, Millham, Spencer, Müller-Teusler, Stefan und Winkler, Michael (Hg.), *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa*. Neuwied: Luchterhand, S. 341–361.
- Gabriel, Thomas (2001). *Forschung zur Heimerziehung. Eine vergleichende Bilanzierung in Grossbritannien und Deutschland*. Weinheim: Juventa.

42 Weber 1919.

- Gabriel, Thomas (2011). Resilienz. In: Otto, Hans-Uwe und Thiersch, Hans (Hg.), *Handbuch Soziale Arbeit*. München: Ernst Reinhardt, S. 1342–1347.
- Gabriel, Thomas und Keller, Samuel (2013). Krisen und Transitionen im Lebenslauf. In: Riedi, Anna Marie, Zwilling, Michael, Meier Kressig, Marcel, Banez Bartoletta, Petra und Aebi Zindel, Doris (Hg.), *Handbuch Sozialwesen Schweiz*. Bern: Haupt, S. 47–59.
- Gabriel, Thomas und Keller, Samuel (2014). Junctions, Pathways and Turning Points in Biographical Genesis of Right-Wing Extremism. *Social Work & Society*, (12) 1.
- Gabriel, Thomas und Keller, Samuel (2015). Editorial: Care Leaver. Übergänge nach Ende der Jugendhilfe. *Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit*, 6, S. 3–5.
- Gilligan, Robbie (2009). Positive Turning Points in the Dynamics of Change over the Life Course. In: Mancini, Jay A. und Roberto, Karen A. (Hg.), *Pathways of Human Development. Explorations of Change*. Lanham (Maryland): Lexington Books, S. 15–34.
- Hafner, Wolfgang (2014). *Pädagogik, Heime, Macht. Eine historische Analyse*. Zürich: Integras.
- Hartmann, Klaus (1996). *Lebenswege nach Heimerziehung. Biographien sozialer Retardierung*. Freiburg im Breisgau: Rombach.
- Kuhlmann, Carola (2008). «So erzieht man keine Menschen!». *Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lazarsfeld, Paul F. und Barton, Allen H. (1951). Qualitative Measurement in the Social Sciences. Classification, Typologies, and Indices. In: Lerner, Daniel und Lasswell, Harold D. (Hg.), *The Policy Sciences*. Stanford: Stanford University Press, S. 155–192.
- Millham, Spencer und Bullock, Roger (1987). A holistic approach to the evaluation of residential care institutions. In: Eiskovitz, Rivka Anne und Kashti, Yitzhak (Hg.), *Qualitative Research and Evaluation in Group Care*. New York: Haworth Press, S. 5–7.
- Rosenthal, Gabriele (1993). Reconstruction of Life Stories. Principles of selection in generating stories for narrative biographical interviews. *The Narrative Study of Lives*, 1 (1), S. 59–91.
- Schrappner, Christian (2014). Heimerziehung als Exempel für Macht und Missbrauch in Institutionen. Die Auseinandersetzung mit der Heimerziehung in den 1950/60er Jahren in Westdeutschland. In: Willems, Helmut und Ferring, Dieter (Hg.), *Macht und Missbrauch in Institutionen. Interdisziplinäre Perspektiven auf institutionelle Kontexte und Strategien der Prävention*. Wiesbaden: Springer VS, S. 43–70.
- Schütze, Fritz (2004). Biography analysis on the empirical base of autobiographical narratives. How to analyse autobiographical narrative interviews. Part I. *European Studies on Inequalities and Social Cohesion*, 1–2, S. 153–242.

- Strauss, Anselm und Corbin, Juliet (1990). *Basics of Qualitative Research. Grounded Theory Procedures and Techniques*. Newbury Park: Sage Publ.
- Thomas, William I. und Thomas, Dorothy Swaine (1970). *The Child in America. Behavior Problems and Programs*. New York: Johnson Reprint.
- Weber, Max (1919). *Geistige Arbeit als Beruf. Vier Vorträge vor dem freistudentischen Bund*. München: Duncker und Humblot.